

Lebensqualität zahlt sich aus

Dr. Iris Klaßen
Leitung Wissenschaftsmanagement
Lübeck

Grundsätzlich steht Deutschland gut da. Die Wirtschaft funktioniert, die Arbeitslosenzahlen sinken, unser duales Bildungssystem hat in Europa Vorbildfunktion und Finanzminister Schäuble präsentiert die schwarze Null. Deutschland weiß, worauf es ankommt: auf die Fähigkeit zur Innovation. Also, alles gut?

Wir profitieren bis heute vom Mut derjenigen, die in der Nachkriegszeit die Geschichte des Landes angepackt haben. War Deutschland damals von Aufbruchsstimmung und Unternehmertum geprägt, spürt man heute mehr und mehr Skepsis gegenüber Fortschritt und Innovation. Viele reagieren fast reflexartig ablehnend, wenn neue Wege eingeschlagen werden sollen. Technologischer Fortschritt wird oftmals vor allem als Risiko begriffen und nicht so sehr als Chance. Genforschung und Biotechnologien etwa stoßen in keinem anderen westlichen Land auf so große Ablehnung wie bei uns. Dafür gibt es gewiss einige gute Gründe, aber auch reichlich Irrationalität prägt die Debatten. Risiken werden von der Gesellschaft nur ungern in Kauf genommen und lieber gewohnte, weil vermeintlich sichere Wege eingeschlagen. Dabei gründet der Wohlstand Deutschlands auf seiner Fähigkeit zur Innovation. Im Zentrum steht der Faktor Mensch. Sprechen wir von Systemen, geht es um Menschen; suchen wir Wissen, finden wir es bei ihnen.

Gerade für Regionen, die sich in den letzten Jahrzehnten auf neue wissenschaftliche Geschäftsfelder konzentrieren, um wegbrechende Wirtschaftsbereiche (Industrie/Produktion) auszugleichen, liegt in dem Vorhandensein von Hochschulen und Forschungseinrichtungen vor Ort eine große Chance der Zukunftssicherung. Wissenschaft ist unbestritten Standortfaktor. Gerade für Unternehmensgründungen kommen von ihr wichtige Impulse. Immerhin haben 32 Prozent aller Gründer einen akademischen Hintergrund, soviel wie noch nie. Ein Beleg dafür, dass wissenschafts- und forschungsbasierte Innovationsfelder in der Wirtschaft an Bedeutung gewinnen.

Fakten und aktuelle Studien belegen Zukunftspotenzial vor allem in den Bereichen Medizin(-technik), Umwelt- und Biotechnologie. Umfragen haben ergeben, dass für 80 Prozent der Bevölkerung Gesund-

heit der entscheidende Faktor für Lebensqualität ist. Intakte soziale Beziehungen, Selbstbestimmung, gesichertes Einkommen und der Schutz der Umwelt sind weitere wichtige Faktoren, die zum gesunden Leben beitragen. Es ist folgerichtig und spürbar, dass Gesundheitswirtschaft und wissenschaftsbasierte Geschäftsfelder die ökonomischen Kraftquellen der Zukunft sind. Wir haben diese quasi direkt vor der Tür. Denn eine herausragende Stärke des Lübecker Wissenschaftscampus sind die Lebenswissenschaften.

Darüber hinaus wird in der Wissenschaft in den letzten Jahren verstärkt eine gesellschaftsorientierte Perspektive eingenommen, bzw. von politischer Seite eingefordert („Third Mission“), weil aus dem außeruniversitären Umfeld wichtige Impulse für die Forschungstätigkeit kommen. Wissenschaft mit und für die Gesellschaft zu denken, ist eine Anforderung, die von der Politik verstärkt formuliert wird. Kooperationsbeziehungen zwischen Wirtschaft und Hochschulen funktionieren gut; mit der Zivilgesellschaft und der Kommunalpolitik ist noch Übung erforderlich. Es erfordert große Anstrengungen eine gesellschaftsorientierte Entwicklungsstrategie umzusetzen und Verharrungstendenzen von Strukturen zu überwinden. Viel zu häufig wird versucht, neue Ideen in alte Strukturen zu überführen. Da passen dann zwangsläufig Prozesse und auch Menschen nicht zueinander. Der Wissenschaftsstandort Lübeck hat sich hier bereits vor Jahren auf den Weg begeben, Beteiligungsprozesse und neue Vermittlungsformen zu erproben. Die Hansestadt wurde für diese gesellschaftsorientierte Perspektive 2012 vom Stifterverband als Wissenschaftsstadt ausgezeichnet.

Die Bedeutung von Vernetzungsqualitäten für den Erfolg einer Wissenschaftsregion ist zudem ein Ergebnis des Projekts „Science Scorecard“ (Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft). Die Idee kam aus Lübeck. Darin wurden regionale Strategien zur Standortentwicklung mit der Wissenschaft betrachtet. Der reale Entwicklungsstand wurde anschließend mit Hilfe neuer Indikatoren bestimmt. Lebensqualität ist hier eine entscheidende Kategorie. Denn hinter Zahlen und monetären Betrachtungen gibt es ein Leben. Das darf man nicht aus dem Blick verlieren. Vor allem die jüngere Generation hat das Bedürfnis, Arbeiten und Leben als Prozess zusam-

menzudenken und ihr Wissen losgelöst von Zeit und Ort zur Verfügung zu stellen. Berufliche Tätigkeit wird also zukünftig noch flexibler und häufiger losgelöst von festen Orten und Zeiten stattfinden. Erste Arbeitgeber insbesondere in wissenschaftsbasierten Geschäftsbereichen denken hier um.

Standorte, die Wirtschaftsstärke und Lebensqualität zusammen betrachten, nutzen Wissen als strategischen Wachstumsfaktor und fokussieren über die ökonomische Wertbarkeit hinaus ökologische, kulturelle, soziale und insgesamt gesellschaftliche Effekte. Sie investieren unter anderem in ein vielfältiges Kulturangebot, eine intakte Bildungslandschaft (möglichst mit internationaler Schule), einen hohen Freizeitwert, diversifizierte Wohnquartiere und verfügen über eine Innovationen gegenüber aufgeschlossene Gesellschaft und Kommunalpolitik. Solche Regionen sind gerade für diejenigen interessant, die Denken nicht als Dienstleistung verstehen, sondern eigene Impulse setzen möchten und dafür Risiken eingehen. Beispielsweise erwarten diese Menschen weniger Sicherheit im Job, sondern Flexibilität und Freiraum. Sie suchen sich häufig eigene Möglichkeitsräume, weil die vorhandenen Strukturen für sie nicht passen, und sie sind mutig, neue Wege zu gehen. Von ihnen kommen in der Regel Impulse für neue Produkte, Leistungen und Lösungen.

Selbst bereits etablierte Wirtschaftsregionen stehen vor der Herausforderung, nicht nur Arbeitsplätze zu schaffen, sondern kontinuierlich in dieser Hinsicht zu an der eigenen Attraktivität zu arbeiten und diese ausstrahlen zu lassen. Dabei geht es weniger um das Anstreben eines optimalen Zustands als vielmehr um kontinuierliche Entwicklungs- und Reflexionsprozesse, die beispielsweise von Wirtschaftsförderung, Wissenschaftsmanagement oder Wirtschaftsverbänden angestoßen und koordiniert werden. Regionen, die dauerhaft „im eigenen Saft schmoren“, verlieren ihre Innovationskraft, weil hier direkte und indirekte Barrieren aufgebaut werden, die den Wissensaustausch verhindern. Zukunftsregionen bleiben stets in Bewegung. Das ist zugegeben nicht bequem und erfordert immer wieder neue Anstrengungen, Diskurse und vor allem Menschen, die mit Freude neu denken.

Für unsere Region mit ihrem starken Fokus auf die Gesundheitswirtschaft gilt das ganz besonders. ■



Im Zentrum aller Entwicklung steht der Faktor Mensch, sagt Wissenschaftsmanagerin Dr. Iris Klaßen. Foto: O. Malzahn